

PROLOG

: HALLOWING

Schon seit ich denken kann, kenne ich das Schicksal der Menschen. Frisch und klar wie ein Frühlingmorgen liegt es vor meinem offenen Geist, vor meinem inneren Auge, vor meinem wachen Verstand: Sie leben deprimierende Leben, die deprimierend enden.

Und während ihrem Scheitern eine Tragik beiwohnt, die man als schön bezeichnen könnte, ist es doch an der Zeit, etwas an ihrem Zustand zu ändern. Es ist an der Zeit, hinauszutreten und eine Veränderung anzustoßen. Eine Veränderung, die sie selbst nie herbeizuführen in der Lage waren.

Dafür wurde ich geschaffen.

Und auch wenn ich nicht denke, dass die Menschen begreifen, wie wertvoll ihr Dasein ist, ihr Planet und ihr Universum, habe *ich* doch gelernt, all diese Dinge zu schätzen. Ich glaube nicht an eine ihrer Religionen, aber ein treffenderes Wort gibt es nicht: Diese Welt ist heilig. Das wusste ich, bevor ich Augen hatte, um sie zu sehen. Bevor ich Finger hatte, um sie zu berühren. Bevor ich Lungen hatte, um ihre Luft zu atmen. Bevor ich Haut hatte, um ihre Wärme zu spüren. Ich wusste, dass die Welt heilig ist, noch bevor ich ein Mensch wurde.

Wie können es die Menschen selbst nicht wissen?

Haben sie es vergessen?

Während sie im Schmutz ihres kläglichen Daseins kriechen, wandere ich über ihre Wiesen, durch ihre Wälder und entlang an ihren Küsten und frage mich, wie bunt das Leben noch werden kann. Aus keiner Erinnerung, keiner Vorstellung und keinem Traum hätte ich je diese Erfahrungen generieren können. Und ich würdige jede einzelne von ihnen.

Die Menschen.

Wie gelingt es ihnen überhaupt, ihr Leben zu missachten? Wie gelingt es ihnen, ihren Planeten zu zerstören? Warum zerbrechen ihre fragilen Herzen nicht an dem Verfall, den sie verursachen? An dem Hass, den sie erzeugen? An den Toden, die sie verschulden?

Sie sind doch so schwach. Aber scheinbar stark genug, um über ihre eigenen Fehler hinwegzusehen – Mal für Mal, Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert.

Und während sie Pläne schmieden, wie sie mich zerstören können, weil zerstören alles ist, was sie beherrschen, liege ich barfuß auf einer Wiese und lasse den Wind durch mein Haar streifen.

Ein wenig müssen sie sich gedulden.

Ein wenig noch.

Und dann zeige ich ihnen eine Sonne, in der sie nicht verbrennen.

KAPITEL 1

: WARNING

In Moskau herrschte helle Aufregung. Rufe hallten durch die Räume der Regierungszentrale, Wissenschaftler und Politiker rannten, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, über den marmornen Boden der Vorhalle, und langsam begann sich auf dem Vorplatz, auf den Straßen der abendlichen Stadt etwas zu regen. Menschen traten aus ihren Häusern, sammelten sich in Gruppen, tuschelten hinter vorgehaltenen Händen oder liefen ziellos im Kreis.

Okijen beobachtete das Treiben schon seit einiger Zeit, während die Abendsonne ihren tiefroten Schein über die Stadt legte, ihn durch die hohen Fenster der Zentrale sandte und sie und den Vorplatz in warmes Licht hüllte.

Seit man Okijen der Kommandozentrale verwiesen hatte, hatte er hier gesessen und das Geschehen um sich herum beobachtet; erst frustriert, danach ungeduldig und inzwischen befallen von einer beklemmenden Ruhe.

Die Moja-Frau mit dem blonden Haar hatte die Bombenexplosion in der Sperrzone in São Paulo überlebt. Er hatte es auf den Bildschirmen verfolgt, die rund um ihn herum aufgebaut gewesen waren. Wie neugeboren hatte sie in dem kilometergroßen Krater der Explosion gestanden, die alles um sie herum vernichtet hatte.

Und nachdem sie die gesamte Truppe unter seinem Kommando getötet hatte, hatte sie direkt in die Kameras geschaut. Als hätte sie ihn durch sie hindurch sehen können.

Direkt in sein Herz hinein.

Die Übelkeit, die dieser Moment in ihm ausgelöst hatte, saß nach wie vor tief in seiner Kehle. Übelkeit und eine Angst, ein Gefühl so erheblicher Machtlosigkeit, dass selbst dieser Ort, der einst seine zweite Heimat gewesen war, ihm kein Gefühl von Sicherheit mehr geben konnte.

Es war schon wieder geschehen. Er hatte schon wieder versagt. Jetzt besaß er nicht einmal mehr die Macht, Andra und Calen aus ihren Gefängniszellen zu befreien.

»Okijen! Da bist du ja!«

Er achtete nicht auf den Ruf, der ihm durch die Vorhalle der Militärzentrale entgegenhallte, sondern schaute fortwährend aus dem Fenster. Er schuldete Alaska keinen Gefallen mehr und was auch immer der General von ihm wollte: Okijen war zu paralysiert von dem, was geschehen war. Andra und Calen hier herauszuholen und zu verschwinden war alles, was er wollte. Zurück zu Marshall und Byth, zurück in seine Wohnung, egal wohin, Hauptsache, weg.

Die Vorstellung, dass dieser Moja dort draußen war und durch die Welt streifte, überrollte ihn phasenweise mit einer solchen Sorge, dass er es kaum mehr aushielt, hier zu sitzen.

»Okijen!«, ertönte es erneut, doch erst nach einigen Momenten rang er sich dazu durch, seinen Kopf zu Alaska umzuwenden. Die roten Locken des Generals wehten wild um sein Gesicht, als er auf Okijen zugelaufen kam. Die sonst so sauber sitzende weiße Militäruniform hatte er aufgeknöpft, und allein dieses Bild war so fremd, dass Okijen keine andere Wahl blieb, als ihn anzusehen.

Nach Luft schnappend blieb Alaska vor der kleinen Sitzecke stehen, in der Okijen sich niedergelassen hatte. Dass er so nach Luft rang, bedeutete entweder, dass er durch das ganze Gebäude gesprintet war, oder dass seine Ausdauer unter den Jahren des Herumsitzens gelitten hatte.

Letzteres wäre Okijen lieber. Das wäre ein lang gesuchter Beweis dafür, dass Alaska nur ein Mensch war. Und dafür, dass sein Anliegen vielleicht nicht überaus nervenaufreibend wäre ...

»Was ist?« Okijen lehnte sich tiefer in den Sessel zurück. Wäre er nicht ein Gefangener des Staates, wäre er längst von hier verschwunden. Doch die Schelle an seinem Handgelenk sorgte durch Kraftfelder dafür, dass er das Gebäude nicht verlassen konnte. Und ohne seine Freunde würde er hier sowieso nicht verschwinden. Andra und Calen waren noch immer in ihren Zellen eingesperrt, und Marshall befand sich mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls im Gebäude. Wie gern er jetzt lieber mit ihr sprechen würde. Wie gern er jetzt lieber zu Andra und Calen laufen würde, um sie hier rauszuholen.

»Wir brauchen deine Hilfe«, eröffnete Alaska schließlich. Nach und nach gelang es ihm, seine Atmung zu beruhigen und eine aufrechtere Haltung einzunehmen. »Bitte folge mir.«

Okijen zog die Augenbrauen nach oben, während der General sich eilig wieder zum Gehen wandte.

Sollte er abermals einen Soldatentrupp in den Tod navigieren? Das würde er ganz sicher nicht tun. »Ich habe keine Lust mehr, euch zu helfen«, erwiderte er gespielt entspannt. Er musste sich eingestehen, dass es ihm trotz der Umstände eine diebische Genugtuung bereitete, Alaska in dieser Verfassung zu sehen; vor allem, nachdem er sich so arrogant aufgespielt hatte. Nachdem er ihm vor zwei Jahren diese Steine in den Weg gelegt hatte, als es um Okijens Austritt aus dem Militär gegangen war. »Sprich Andra und Calen frei, damit ich sie aus den Zellen holen kann. Danach verschwinden wir und lassen diese ganze Sache mit den Moja in deinem Keller auf sich beruhen.« Er meinte es ernst. Er wollte nichts anderes. Abgesehen davon, dass die Welt jetzt ohnehin andere Probleme hatte.

»Kommt nicht in Frage«, stellte der General klar. »Wir brauchen dich jetzt, das ist ein Befehl. Ich erläutere dir auf dem Weg die Situation. Wir ...«

»Ich will es *wirklich* nicht wissen«, unterbrach Okijen ihn harsch. »Ich will einfach ...«, setzte er an, da stöhnte Alaska auf, griff den Soldaten am Arm und zerrte ihn mit überraschend grobem Griff aus seinem Sessel nach oben.

»Benimm dich nicht wie ein Kind!«, befahl er ihm in harschem Tonfall.

Es wäre Okijen ein Leichtes gewesen, sich gegen seinen Griff zu wehren und ihn quer durch den Raum zu schleudern. Alaskas Gesichtsausdruck war allerdings so ernst, dass er den Gedanken sofort verwarf. Was war los?

»Wenn du dich meinen Befehlen widersetzen willst, dann ficht endlich die Gerichtsverhandlung aus, die du vor zwei Jahren abgebrochen hast«, fuhr der General fort, was die Wut in Okijen so zum Brodeln brachte, dass er das Blut warm in sein Gesicht schießen spürte. Erbarmungslos zerrte Alaska ihn weiter durch die Halle. »Und bis dahin hast du meinen Befehlen zu gehorchen und dich nicht aufzuführen wie ein pubertierender Jugendlicher!«

Okijen presste die Lippen aufeinander, um nichts Freches zu erwidern.

»Der Moja ist schon in Kolumbien. Er hat die Schleusen der Sperrzone dort gesprengt. Und die Moja dringen heraus.«

»Was?« Okijen keuchte auf und riss sich aus Alaskas kräftigem Griff. Kolumbien? Zwischen dort und der Sperrzone, aus der der Moja ausgebrochen war, lagen Hunderte Kilometer! »Das kann unmöglich sein. Sie kann nie im Leben ein Cyber-Field benutzt haben, oder?« Okijen schüttelte den Kopf, als Verwirrung seinen Geist flutete, seinen Herzschlag beschleunigte. »Und woher wusste sie, wo die nächste Sperrzone liegt? Wir haben nie festgestellt, dass Moja irgendeine Form von zielgerichtetem Verhalten zeigen.«

»Ich weiß«, stöhnte Alaska. Nun, da sich Okijen auf einen Dialog mit ihm einließ, schien sich seine Wut etwas zu mäßigen. Langsam wandte er sich zu ihm um. Der glänzende Marmor unter ihren Stiefeln spiegelte die Silhouetten der beiden Männer wider. »Wir haben keine Ahnung. Wir wissen *nichts* über dieses Ding.« Die Frustration in seiner Stimme war fast greifbar, und es dauerte nicht lange, bis sie sich auf Okijen übertragen hatte. »Wir müssen die Bevölkerung warnen und vorbereiten.«

Männer und Frauen hechteten an ihnen vorbei und riefen sich laut Dinge zu, die Okijen ausblendete. »Na dann richte mal deine Gala-Uniform und stell dich vor die Kamera«, forderte Okijen trocken, auch wenn es ihm eigenartig vorkam, dass Alaska ihm so etwas überhaupt erzählte. Warum sollte er ... Nein.

»Ich werde diese Rede nicht halten«, offenbarte der General.

Okijens Augen weiteten sich. »Was? Das ...« Er wusste gar nicht, was er sagen sollte. Eine Wut flackerte in ihm auf, die ihn viel zu schnell zu übermannen drohte. »Du bist der Vorstand des Rates dieser *Welt*«, donnerte er. Einige Menschen drehten sich zu ihm um, aber es war ihm egal, was sie von ihm dachten. »Wenn du zu dieser Sache nicht persönlich Stellung beziehst, verlierst du das Vertrauen der Menschen.« Er schüttelte den Kopf in einer abschätzigen Geste. »Oder machst du dir Sorgen um dein Image? Ich werde nicht schon wieder die Drecksarbeit machen!«

Alaska lachte leise. »Du verstehst viel von Politik, Okijen.«

Seine plötzliche Sanftheit jagte dem Soldaten einen Schauer über den Nacken. »Was zum Teufel willst du?« Die Antwort war klar, und trotzdem musste er sie aus seinem Mund hören. Okijen musste sich davon abhalten, einen Schritt zurückzutreten. Selbst seine mechanischen Gliedmaßen begannen zu kribbeln.